

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Natur und Kunst

ein gemeinnütziges Lehr- und Lesebuch für alle Stände

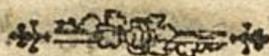
Mit einem Register über diesen und den dritten Band

Donndorff, Johann August Donndorff, Johann August

Leipzig, 1796

LXXXV. Vom dem Gift, womit die Amerikaner in Guiana ihre Pfeile vergiften.

urn:nbn:de:gbv:45:1-10147



Tages, mit einer Art von Geflapper. Alle Singvögel drücken ihre Zärtlichkeit durch angemessene Melodien aus. Hühner und Truthühner haben bekannte eigene Melodien zu mancherley Zweck.



LXXXV.

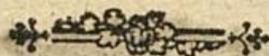
Von dem Gifte, womit die Amerikaner in Guiana ihre Pfeile vergiften.

Pflanzengifte, die, wenn sie einem Thiere durch eine Wunde von außen beygebracht, und mit dem Blute desselben vermischt werden, ihm in kurzer Zeit den Tod zuwege bringen, sind unter dem Namen der Pfeilgifte schon den Alten bekannt gewesen, vorzüglich, weil sie insonderheit gebraucht wurden, die Spitzen der Pfeile damit zu vergiften, und so zur Erlegung des Wildes noch wirksamer zu machen, wiewol auch andere Mordwerkzeuge, wenn sie damit bestrichen werden, dadurch einen höhern Grad der Tödllichkeit erhalten, und diese Art des Gebrauchs ebenfalls nicht ungewöhnlich ist. Alle Welttheile haben dergleichen Gifte aufzuweisen; wahrscheinlich aber sind die, in Amerika gebräuchlichen, unter allen bey weitem die wirksamsten und tödlichsten.

lichsten. Es bedienen sich jedoch nur die eingebornen Einwohner der heißen, zwischen den Wendezirkeln gelegenen Landschaften, dieses weit-
ausgedehnten Weirtheils, solcher Gifte. Unter den nordamerikanischen Wilden sind sie unbekannt. In jenen Gegenden aber kennt man mehrere Arten derselben. Einige werden als rohe, nicht weiter zubereitete Pflanzensäfte zum Vergiften gebraucht, wie der Saft des Manzanillbaums (1), dessen sich die Cariben ehemals dazu auf der Jagd, und im Kriege bedienten. Andere werden aus gewissen Vegetabilien, durch Kochen mit Wasser, Ausdrücken und Inspissiren auf ähnliche Art, als in Europa die Pflanzenextracte, bereitet. Man wählt dazu entweder eine eigene Wurzel, oder die Bereitung geschieht aus unter einander gemischten Theilen mehrerer Gewächsarten, auch wol mit fremden Zusätzen. Die Wirkungen davon sind zum Erstaunen. Wir wollen hier nur bey demjenigen stehen bleiben, was Bankroft in seiner Naturgeschichte von Guiana, über die, bey den Nationen, die er Borrows, Accawaws, und Arrowawks nennt, gebräuchliche Art, dergleichen Gifte zu bereiten, mitgetheilt hat.

Die Waffen dieser Nationen, sind außer Flinten, deren sie nur wenige haben, und Keulen,

(1) Hippomane Mancinella Linn.



wie sie die Caraiiben führen, vergiftete und unvergiftete Pfeile. Die erstern werden vermittelst des Othems durch hohle Röhren geblasen, die letztern mit Bogen geschossen. Die Giftpfeile sind gemeiniglich 12 Zoll lang, etwas dicker als eine starke Stricknadel, und werden aus Splintern von der harten, dichten, äußern Substanz des Cokaritobaumes geschnitzet. Das eine Ende ist scharf gespitzt, und wird mit dem Pfeilgifte vergiftet; um das andere Ende wird eine Rolle Baumwolle gewunden, die nach der Höhlung des Rohrs, durch welches der Pfeil geblasen werden soll, genau eingerichtet ist. Wenn der Pfeil so zum Verderben zubereitet ist, so wird er in ein langes gerades hohles Rohr, das etliche Fuß lang ist, gesteckt, dies Blaserohr nach dem zu erlegenden Gegenstande gerichtet, und der Pfeil mit einem einzigen starken Hauche durch die Höhlung des Rohrs herausgetrieben. Er fliehet sodann mit großer Schnelligkeit, und ohne zu fehlen, bis auf eine Distanz von 30 oder 40 Ruthen, wo er dem Thiere, welches er bis zum Bluten verwundet, einen schnellen, und unvermeidlichen Tod bringt. Die Pfeile zu schießen, ist eine Hauptbeschäftigung der Wilden von Kindheit an. Durch lange Uebung erwerben sie sich eine fast ungläubliche Fertigkeit darin, so, daß es ihnen kein Europäer nachthun kann. Das

Pfeil.

Pfeilgift, dessen sich diese Wilden bedienen, heißt bey ihnen Booraragift, von einem Rankengewächs oder Liane dieses Namens, so das Hauptingrediens dazu ist. In den Hauptzuthaten soll es mit dem, am Maragnon, übereinkommen. Die Accawaws, welche für die, in dieser Giftmischeren erfahrensten Wilden in Guiana gehalten werden, bereiten es nur aus 5 Stücken, die größtentheils von Lianen genommen werden. Die übrigen Wilden in diesem Lande, welche sich desselben bedienen, insonderheit die Arrowauks, setzen verschiedene wunderliche Dinge hinzu, worunter auch Zähne und Lebern giftiger Schlangen sind. Auch rothen Pfeffer nehmen sie darunter, welcher vielleicht die Wirksamkeit des Giftes vermehrt. Die Borrows vergrößern gleichfalls das Recept mit unterschiedlichen nichts bedeutenden Dingen, vermuthlich aus abergläubischer Anhänglichkeit an die Gewohnheiten und Vorschriften ihrer Vorfahren.

Folgendes ist die Vorschrift, nach welcher das accawawische Gift gemeiniglich gemacht wird. Es sind aber, wie neuere Untersuchungen gelehrt haben, nicht alle Zuthaten dieses Giftes selbst Gifte, und es ist also noch nicht ausgemacht, wie nothwendig eine jede zur Vollkommenheit der Composition sey.



Man nimmt:

von der Rinde der Booraramwurzel sechs
Theile,

von der Borracobbacourarinde zwey
Theile,

von der Rinde der Couranabi-
Baketi- und
Hatchybalnwurzel,
von jeder einen Theil.

Alles dies wird klein geschabt, in einen indianischen Topf gethan, und Wasser darauf gegossen. Alsdenn wird der Topf in freyer Luft über ein gelindes Feuer gesetzt, daß das Wasser eine Viertelstunde sachte kocht; hienächst die Rinden mit der Hand ausgedrückt, aber wohl Acht gegeben, daß die Haut unverletzt bleibt. Wenn dies geschehen ist, kann man die holzigten Theile wegwerfen. Das Ausgedrückte aber läßt man über gelindem Feuer abdampfen, bis es dick wird, wie Theer. Dann nimmt man es ab, und taucht flache Stückchen vom Cofariotholze hinein, an welche sich das erkaltende Gift wie ein röthlich-braunes Gummi anhängt. Diese Stückchen Holz werden in große hohle Röhre gethan, die an beyden Enden mit Leder vermacht sind, und darin das Gift aufgehoben, bis man Pfeile damit vergiften will. Wenn dies geschehen soll, so wird das Gift im Wasser aufgelöset, und die
Pfeil.

Pfeilspitzen hineingetaucht, oder das Holz, woran es klebt, so lange über ein Feuer gehalten, bis es schmelzt, und dann die Pfeilspitzen damit bestrichen. Alles dies kann ohne Nachtheil der Personen, die sich damit beschäftigen, geschehen.

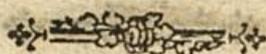
Das verdickte Gift wird von der Hitze flüßig, und läßt sich in Wasser, Weingeist, Salzgeist, flüchtigem alkalischen Geist, Blut, Speichel, u. s. w. auflösen, bis auf einen sehr kleinen Theil, der aus erdichten Theilen bestehen soll. Mit Säuren brauset es eben so wenig auf, als mit Laugensalzen. Erstere ändern seine Farbe nicht, letztere aber verwandeln die röthlichbraune Farbe in Gelblichbraun.

Einige wenige Grane dieses Gifts mit eben so vielen Unzen Menschenblut, so warm es aus einer geöffneten Ader kommt, vermischt, verhindern das Gerinnen des letztern, und die Absonderung des Blutwassers. Das Blut bleibt ungetrennt in einem flüßigen Zustande, bis es nach etlichen Tagen fault.

Der Geschmack des Gifts ist bitter, und zugleich außerordentlich brennend oder beißend, zumal wenn es die Arrowauks mit rothem Pfeffer versehen. Es ist also erhitzend, und verursacht äußerlich Entzündungen, wenn es an empfindliche Orte kommt. Sonderbar ist es demnach,

N n 2

daß



daß die Wilden ihre vergifteten Pfeilspitzen, wenn sie trocken werden, mit Limoniensaft anfeuchten, welcher die Kraft des Gifts nicht ändert.

Die kleinste Quantität der nach obiger Vorschrift bereiteten Masse, wenn sie durch eine Wunde in die Gefäße eines Thiers, welche rothes Blut führen, bringt, macht, daß selbiges in weniger, als einer Minute, dem Anschein nach ohne große Schmerzen und Marter stirbt, so, daß die Lebensgeister gleichsam unmerklich verlöschen, wiewol man in dem Augenblicke, da es stirbt, bisweilen schwache Convulsionen bemerkt. Wie diese augenblickliche Wirkung von einer so kleinen Quantität des Giftes, als die Spitze eines so gleich herausgezogenen Pfeils in der Wunde zurückläßt, herrühren könne, ist fast unbegreiflich. Die ganze Masse des Bluts kann durch das Wenige, und noch dazu in einer so kurzen Zeit, ohnmöglich verändert werden. Das Blut, welches man aus den Gefäßen am Halse der Thiere, die in demselben Augenblicke an den Wirkungen des Gifts starben, gelassen hat, hat auch kein besonderes Ansehen gehabt; und nachdem es eine Weile gestanden, sonderten sich die wässerigen Theile von dem geronnenen Cruor ab. Die plötzliche Wirkung des Pfeilgiftes muß also entweder von einer unmittelbaren Verletzung des Nervensystems herrühren, oder eine plötzliche
Zusam.

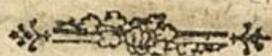
Zusammenziehung der Blutgefäße verursachen, und mithin den Umlauf des Bluts hemmen. Dies letztere scheint dadurch einige Bestätigung zu erhalten, daß man abgezehrte Thiere, die wenig Blut mehr hatten, langsamer an diesem Gifte sterben gesehen hat.

Ein unfehlbares Gegengift, wodurch die Wirkung des Pfeilgiftes gewiß vereitelt würde, hat man noch nicht. Der Saft des Zuckerrohres, oder auch Zucker, wird von den Weißen in Demarary dafür gehalten. Aber die Wilden wollen beides nicht dafür gelten lassen. Die Wirkung scheint auch zu langsam zu seyn, und man hat kein Beispiel von derselben, wohl aber welche vom Gegentheile. Säure oder Laugensalze befördern und verzögern die Wirkungen des Pfeilgiftes nicht.

Wenn dies Gift gehörig wirken soll, so muß es nothwendig von außen in die Blutgefäße kommen. Thiere, die es auch in großen Quantitäten verschlingen, geben es gemeinlich durch den Mund wieder von sich. Die Indianer in Guiana kosten es oft, ohne Schaden davon zu spüren; auch ist das Fleisch der damit getödteten Thiere, eine gewöhnliche, und ganz unschädliche Speise. In Flüssigkeiten aufgelöst, kann man es ohne Nachtheil auf die Haut bringen, und darauf trocken werden lassen. Nur muß es, gleich wie

Nn 3

auch,

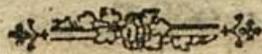


auch, wenn man es kosten will, keinen verletzten Ort berühren. Das Leben beruhet bey diesem Versuche auf einer heilen Haut.

Wenn blos ein lymphatisches Gefäß durch einen von diesen vergifteten Pfeilen getroffen worden, so erfolgt nur eine Entzündung mit einem heftigen Fieber. Bey einem Wilden, der sich damit am Zeigefinger verwundet hatte, ohne daß Blut danach gegangen war, nahm die Geschwulst bald den ganzen Arm ein; der Puls wurde fieberhaft, und es fand sich große Fieberhize mit Durst und schwerem Othembohlen, nebst einer Geschwulst der lymphatischen Drüsen unter dem Arme, ein. Nach 12 Stunden aber hatten diese Zufälle merklich abgenommen, und am folgenden Morgen waren sie fast ganz vorbey.

Die Pfeile werden auf der Jagd gebraucht, insonderheit um Affen zu tödten, die, wenn sie mit unvergifteten Pfeilen geschossen sind, auf die Gipfel der Bäume laufen, und nicht herunterfallen, wenn sie gleich todt sind, da sie hingegen, wenn sie mit einem vergifteten Pfeile verwundet sind, sich nicht mehr anhalten können, und folglich herunter fallen. In ihren Kriegen gebrauchen die Wilden diese Pfeile niemals gegen Menschen; wie denn auch überhaupt diejenigen, die europäisches Gewehr haben, seitdem sie damit

umzu=



umzugehen gelernt, von dem Gebrauch desselben abgekommen sind, ob sie gleich das Elfe noch zu bereiten verstehen.



LXXXVI.

Von einigen für die Waldungen und Obstbäume besonders schädlichen Insekten.

Eine umständliche Naturgeschichte aller hieher gehörigen Gattungen wird man hier nicht erwarten. Wir wollen aus den hieher gehörigen Ordnungen dieser Thierklasse die hier besonders in Betracht kommenden Geschlechter ausheben, und die merkwürdigsten Gattungen derselben kürzlich bemerken.

Aus der Ordnung der Coleoptern, oder der Insekten mit harten Flügeldecken, und zwar aus dem Geschlechte der Erdkäfer (Scarabaeus) gehört hieher vorzüglich der so genannte Maykäfer (Sc. Melolontha). Die Larve lebt an den Wurzeln der Gewächse, die sie abnagt, und dadurch die Pflanzen zu Grunde richtet. Es sind diese Larven unter dem Namen der Engerlinge bekannt, und ihre ungeheure Anzahl hat oft ganze Anpflanzungen vernichtet, und zuweilen im Ge-

Nn 4

traide